

zuzubereiten, damit er nicht wieder Dosen-Chili kochen würde und irgendwann das Haus abfackelte.

»Mach dir um mich keine Gedanken«, sagte Stanley. »Ich muss den Herd ja nicht benutzen. Außerdem sollte ich derjenige sein, der das Abendessen zubereitet. Schließlich bin ich den ganzen Tag zu Hause.«

Das war süß von ihm, aber sie wollte nicht, dass er sich irgendetwas Scharfem oder Heißem näherte. Er hatte all die Jahre Vollzeit gearbeitet, damit sie nur halbtags arbeiten konnte, und nun war sie an der Reihe. Sie musste einfach. Abgesehen von ihren Kindern, waren sie beide alles, was sie hatten.

Sie breitete Stellenanzeigen auf dem abgeschabten grünen Esszimmertisch aus, und einen kurzen Moment lang wünschte sie sich, wieder einen Vater, eine Mutter und eine Schwester zu haben, doch nichts davon wurde gerade angeboten, und das war auch gut so, denn wenn ihre Schwester etwas wie *Es war nicht mein Fehler, bitte sprich wieder mit mir* in die Zeitung gesetzt hätte, wären Edith die Tränen gekommen.

Doch solche Gedanken konnte sie sich gerade nicht leisten. Wichtiger war, dass in dieser Woche noch nicht einmal halbwegs passende Stellen für sie angeboten wurden und sie erst in sieben Tagen wieder auf die Suche gehen konnte, und wenn es nächste Woche keine gab, sie weitere sieben Tage warten musste. Sie tröstete sich kurz damit, dass sparsames Haushalten eines ihrer beiden großen Talente war. Stanley nannte sie eine Zauberin, doch an der Sache war nichts Geheimnisvolles. Geld war für sie wie der Asphalt für einen Motorradfahrer. Je mehr man davon sah, desto weiter kam man, doch ein einziger Fehler konnte einen den Kopf kosten. Diesen Fehler würde sie jetzt nicht machen.

»Brendan, mir ist da etwas aufgefallen«, sagte Edith am Freitagmorgen zu ihrem Boss. Es fiel ihr schwer, ihn direkt anzusehen, doch in diesem kleinen Büro gab es kaum eine Alternative außer dem Kalender von Far Side und einem Foto von Brendan, nur ihm allein, ohne Hemd in einem Boot, vor langer Zeit an einem sonnigen Ort, wie er eine Regenbogenforelle hochhielt. »Wissen Sie, es kommen in letzter Zeit schrecklich viele Leute hierher, nur, um die Pies zu essen.«

Brendan strich sich über das Kinn. »Ja, das kann man wohl laut sagen.«

Ihre Hände waren bereits schweißnass. »Und ich bin die Einzige, die sie bäckt.«

»Ich weiß.« Er lächelte. »Und das finde ich wirklich fabelhaft. Sie leisten unglaublich tolle Arbeit.«

»Ich habe gehört, Sie haben am Dienstag dreihundertfünfzig Dollar eingenommen.«

Er nickte. »Dreihundertvierundfünfzig, um genau zu sein. Und nicht ich, sondern das Pflegeheim. Dank Ihnen. Und das war sogar unser schwächster Abend bisher.«

Sie spürte das Blut in ihrem Kopf entweder hinein- oder hinausrauschen, so genau konnte sie das nicht sagen. Vielleicht sollte sie einfach wieder gehen und darauf vertrauen, dass er schon die richtigen Schlüsse ziehen würde.

Stattdessen packte sie eine Stuhllehne. »Das nenne ich ein unerwartetes Einkommen.«

»Ja, und wir brauchen es, wissen Sie, um im Foyer ein Oberlicht einzubauen. Ich möchte, dass zukünftige Bewohner hereinkommen und sagen, wow, hier bin ich richtig! Momentan wirkt es noch etwas düster. Finden Sie nicht auch?«

»Ich weiß nicht.« Sie ging nicht mehr durchs Foyer, seit dort lauter gerahmte Zeitungsartikel von ihr und ihren Pies hingen. Das machte sie benommen. Um diese Unterhaltung jetzt zügig und zufriedenstellend zu Ende zu bringen, musste sie wohl größere Geschütze auffahren. »Wie Sie wissen, ist mein Mann vor einiger Zeit in Rente gegangen, und nun suche ich einen zweiten Job, damit wir finanziell über die Runden kommen.«

»Oh, wow«, sagte Brendan. »Das ist ganz schön viel für jemanden in Ihrem Alter. Zwei Jobs. Besonders, wenn Sie schon für einen den ganzen Tag auf den Beinen sein müssen.«

Genau in diesem Augenblick hätte sie sagen können, dass sie sich auch nach einem vollkommen anderen Job umsehen könnte, doch sie hielt sich zurück. »Oh, es wird nichts Besonderes sein. Alles, was ich brauche, sind ein paar zusätzliche Dollar.«

Sie starrte auf den Cartoon-Kalender. Es war ein Bild von zwei Männern auf Kamelen in der Wüste. Sie konnte die Bildlegende nicht lesen und hatte keine Vorstellung, was es bedeuten könnte. Vielleicht ging es um Einsamkeit und wie schön es war, einen Freund zu haben. Sie hörte das leise Knarren von Brendans Stuhl, als er sich bewegte.

»Hey!«, sagte Brendan. »Wissen Sie was? Nehmen Sie keinen zweiten Job an. Wie wäre es, wenn ich Ihnen einfach fünfzig Cent pro Stunde mehr gebe? Ich weiß nicht, warum ich nicht eher darauf gekommen bin.«

Edith atmete aus. Es war nicht ganz so viel, wie sie brauchte, doch es war eine Gehaltserhöhung, und das war ihr Ziel gewesen. Sie hatte sich heute Morgen vorgenommen, mit mehr als elffünfzig pro Stunde aus diesem Büro zu gehen, und das hatte sie erreicht. Es war die zähste und langwierigste Gehaltsverhandlung ihres Lebens gewesen. Nun, wo es vorbei war, konnte sie Brendan auch wieder ansehen.

»Danke. Und wenn Sie bitte auch weiterhin die Zutaten auf der Liste einkaufen würden.«

»Darüber wollte ich noch mit Ihnen reden«, sagte er und sah sich um wie jemand, der im Bus eingeschlafen war, aber seine Haltestelle doch noch nicht verpasst hatte. »Das wird langsam ziemlich aufwendig. Wenn es zum Beispiel keine Haroldson-Äpfel gibt, wäre es viel einfacher und billiger, nur die McIntosh zu nehmen.«

»Haralson«, sagte Edith. »Mein Fehler, ich hätte deutlicher machen sollen, wie wichtig sie sind. Wie ich schon sagte, fahre ich dafür zu McBroom Orchards.«

»Ich weiß, und das bedeutet pro Strecke fünfundvierzig Minuten Fahrt. Ich bezweifle, dass viele Leute den Unterschied merken.«

»Nun, nur mit besonders guten Äpfeln bäckt man besonders gute Pies«, sagte Edith. Sie war ein bisschen verärgert oder vielleicht nur frustriert. War ihm das denn nicht klar? »Wir sind nicht durch billige Zutaten in die Zeitung gekommen. Wenn es so ein Aufwand für Sie ist, geben Sie mir eine Gehaltserhöhung von einem Dollar fünfzig, und ich kaufe die Äpfel selbst.« Sie war so erbost, dass sie gar nicht merkte, was sie da

gerade gesagt hatte. Sie wusste noch nicht einmal, woher die Summe von einem Dollar fünfzig gekommen war, doch nun war es raus. Sie hatte gerade um das Dreifache an Gehaltserhöhung gebeten, das er ihr angeboten hatte. Sie konnte es noch zurücknehmen, bevor sie ausgelacht wurde. Sie sah, wie er den Mund öffnete, und versuchte, ihm ins Wort zu fallen.

»Tut mir leid –«

Er sah nicht auf und schien sie nicht gehört zu haben. »Nein, ich verstehe, was Sie meinen«, unterbrach er sie und rieb sich das Kinn. Er schien etwas durchzurechnen, gab dann jedoch auf. »Hört sich gut an, denke ich.«

»Wie bitte?«

»Ein Dollar fünfzig ist in Ordnung, wenn es mir die ganze Fahrerei erspart.«

Ja. Er hatte ja gesagt.

Sie lächelte und durfte noch nicht mal sagen, weswegen. Sie fühlte sich wie ein Kind allein in einer Eisdiele. Sie hatte gerade eine Gehaltserhöhung von einem Dollar fünfzig pro Stunde bekommen, nur, um Äpfel zu kaufen. Was Brendan nicht wusste, war, dass sie die McBrooms seit Jahren kannte und sie ihr immer einen Sonderpreis machten. Manchmal tauschten sie sogar ein paar Tüten Äpfel gegen einen von ihren Pies – sofern es kein Apple Pie war. Und manchmal schenkten sie ihr die Äpfel auch einfach.

»Danke« war alles, was sie sagen konnte.

Als sie ihm die Hand entgegenstreckte, versuchte sie, nicht allzu breit zu lächeln.

Was Brendan gesagt hatte, war natürlich nicht ganz falsch. Bei so vielen Besuchern war es schon möglich, dass einige Leute es gar nicht bemerkt hätten, wenn Ediths Apple-Pies keine Haralsons enthielten, oder es ihnen egal war. Bei manchen von ihnen wurde zu Hause vielleicht auch nie gebacken, vom Unterschied zwischen Haralson und McIntosh mal ganz abgesehen. Aber das hieß trotzdem nicht, dass Edith nicht auch für sie ihr Bestes gab. Und viele Leute würden es bemerken, nicht nur die Zeitungsleute, sondern, viel wichtiger, andere Frauen wie sie. Edith hatte immer ihre Lauscher aufgestellt, immer bereit, ihre Entscheidungen zu erklären oder zu verteidigen, wenn Frauen aus Brainerd, Willmar oder St. Cloud glaubten, ihre Rezepte oder Backmethoden mit Edith teilen zu müssen. Edith würde eher den Mann einer anderen Frau übernehmen als ihr Pie-Rezept, und sie hatte den besten Mann der Welt, na also.

Dann, eines Tages, kam ein Gast, der Ediths Arbeit verstand und wirklich zu würdigen wusste. Sie hieß Amy O'Brien. Sie war ungefähr Mitte vierzig, trug jedoch keinen Ehering und war gebräunt und hübsch, auf diese etwas einschüchternde Art, wie die sogenannten aktiven Mütter schicker Vororte gebräunt und hübsch waren. Doch diese Frau wirkte warmherzig und begeisterungsfähig. Nachdem sie sich vorgestellt hatte, schaute sie Edith in die Augen und sagte, dass dies der beste Pie wäre, den sie je gegessen hätte.

Das war sehr wahrscheinlich, aber dennoch schön zu hören, dachte Edith und erwiderte den Blick. »Danke.«

»Gute Mischung aus Schmalz und Butter für einen knusprigen Teigdeckel«, sagte Amy. »Und der Rhabarber, das ist Macdonald, nicht wahr?«

»Ja, genau«, erwiderte Edith überrascht. »Aber ich benutze manchmal auch Victoria und Canada Red.« Sie hatte seit Jahren nicht das Vergnügen gehabt, mit jemandem über Rhabarbersorten zu sprechen, und ihr ging das Herz auf. »Aber den Macdonald nehme ich für die Pies am liebsten.«

»Ich auch. Mein Vater hatte ihn angebaut, um die Rehe aus dem Garten fernzuhalten. Hat nicht funktioniert. Aber seitdem liebe ich die Sorte. Ich treibe sogar meine Victoria-Pflanzen vor, weil ich es kaum abwarten kann.«

»Ich auch.« Abgesehen von ihrer Mutter und ihr selbst war Amy der erste Mensch, den Edith kennenlernte, der das Wachstum seiner Rhabarberpflanzen im Frühjahr beschleunigte.

»Mein Gott, tut mir leid, jetzt fachsimplen ich hier herum«, sagte Amy. »Wie auch immer, ich liebe Ihren Pie. Er ist so herrlich fruchtig.«

Nun, so mögen ihn die Leute, dachte Edith. »Genau so soll er sein.«

»Wissen Sie, ich helfe zurzeit unten in Nicollet Falls in einer Bäckerei aus, und ich kann Ihnen sagen, solche Pies wie diesen hätten wir gern. Ich würde mich riesig freuen, wenn Sie mal runterkämen und wir uns noch ein bisschen unterhalten könnten.«

Diese intelligente, nette und hübsche Frau, mit der sie gerade die beste Unterhaltung seit Jahren geführt hatte, war also eine professionelle Bäckerin, und sie mochte Ediths Pies.

Noch vor einem Jahr hätte Edith das alles abgetan, ohne auch nur einen weiteren Gedanken daran zu verschwenden, doch vor einem Jahr hatte Stanley noch einen Job und brauchte weder einen Arzt noch Untersuchungen oder Medikamente. Vor einem Jahr hätte Edith noch nicht mal die Möglichkeit aus Amys Worten herausgehört, sie hätte gar nicht darauf geachtet. Und dennoch wäre sie überrascht gewesen, weil sie bei ihrer Antwort nicht an ihren Mann dachte, nicht ein bisschen, zumindest noch nicht.

»Wie wäre es nächste Woche?«

»Für Sie habe ich die ganze Woche Zeit.« Amy lächelte. »Schaffen Sie es am Montag um zehn?«

In diesem Augenblick hatte Edith seit Jahrzehnten das erste Mal das Gefühl, Helen zu verstehen. Es machte ihr Angst, denn während Edith sprach, verstand sie nicht nur, wie ihre Schwester glücklich sein konnte, sondern auch, dass sie womöglich traurig war.

»Ja«, hörte Edith sich selbst sagen.

Eine junge Bierbrauerin

Helen, 1959

Ihr erstes Bier trank Helen Calder im Juli 1959, mit fünfzehn, hinter der Scheune, zusammen mit den Sarrazin-Jungs. Ihr Onkel Moritz und Tante Petunia waren den ganzen Weg von Knife River her zu Besuch gekommen und hatten den Kühlschrank bis obenhin mit Flaschen gefüllt, so dass ein paar weniger gar nicht auffallen würden, hofften die Kinder. Nachdem alle Erwachsenen vorne im Garten waren, begingen Helen, Chesley und Linton ihren Diebstahl.

Gerade, als sich die Kühlschranktür wieder schloss, tauchte Helens schlaksige zwanzigjährige Schwester Edith in der Küche auf und konnte die verdächtigen Ausbuchtungen unter ihren Hemden gar nicht übersehen.

»Da seid ihr ja«, sagte Edith.

»Wir wollten rausgehen und uns die Kühe angucken«, sagte Helen, was letztlich sogar der Wahrheit entsprach. Edith erwiderte nichts und sah Helen mit einem Blick an, unvoreingenommen, als betrachte sie einen Wasserfall, ein Lagerfeuer, etwas Wildes, das sich entsprechend seinen eigenen, schlichten Regeln verhielt, unempfänglich für ihre Meinung oder Kontrolle.

Helen, Chesley und Linton schlichen sich hinaus, jeder mit einer eiskalten Flasche auf dem Bauch, die Arme beim Gehen gekreuzt, um ihr Diebesgut an Ort und Stelle zu halten. Helen blickte zurück zum Haus, wo Edith hinter der Fliegengittertür stand. Sie sah ihnen zu, als säßen sie in einem Riesenrad, das sich ohne sie in Gang gesetzt hatte. Helen fühlte sich fast schlecht, doch das Problem war, dass Edith nie in Schwierigkeiten geriet und nie etwas tat, das sie für riskant hielt. Ihre Vorstellung von Spaß war, Muffins zu verzieren. Doch vielleicht wartete Edith die ganze Zeit nur auf eine Einladung. Sie wollte gerade ihren Namen rufen als Chesley, der kräftige fünfzehnjährige Sohn von Milchbauern, Helens Hand schnappte und sie, nicht unsanft, weiterzog.

»Edith sagt besser nichts«, mahnte er.

»Wird sie nicht«, sagte Helen, und was ihre Schwester betraf, hatte sie immer recht.

»Wann heiratet sie?«, fragte der Jüngere, der zwölfjährige Linton, der von allen Linty genannt wurde. Die Jungs waren fasziniert und verblüfft über die Hochzeit, da Edith noch bis vor kurzem ihre Babysitterin gewesen war.

»Heute in fünf Wochen«, sagte Helen und rannte vorneweg.

»Gehst du hin?«, fragte Linty. Ihn beschäftigte es besonders, dass eine Frau, die sich immer um ihn gekümmert hatte, nun ihr eigenes Leben begann, und er erwartete von den anderen Unterstützung für seinen Widerstand. »Ich nämlich nicht.«

Helen schaute sich zu dem pummeligen kleinen Jungen in seiner Latzhose um, nur drei Jahre jünger als sein schlanker energischer Bruder Chesley, und doch lagen Welten